

Sonntagsblatt

Der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne - Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 42

Wiesbaden, den 12. September 1920

38. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 12. Septbr.:	Matth 9
Montag, 13. Septbr.:	Rothburga
Dienstag, 14. Septbr.:	Arten Erhöhung
Mittwoch, 15. Septbr.:	Rikomedes
Donnerstag, 16. Sept.:	Cornelius
Freitag, 17. Septbr.:	Hildegard
Samstag, 18. Septbr.:	Jos. v. Cup.

Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten. Evang. des hl. Lukas 14, 1-11.

In jener Zeit, als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbathe ging, um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wasserfüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort und sprach zu den Gesetzesgelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbathe zu heilen? Sie aber schwiegen. Da faßte er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er redete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbats? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte,

wie sie sich die ersten Plätze auswählten, und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahle geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Bornehmerer als du von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn gelatet hat, nicht komme und zu dir sage: Mache diesem Platz! und du alsdann mit Schande unten ansitzen müßtest. Sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz, damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Des Herren Tag

1. Das ist der Sonntag. Er gehört dem Herrn, schon solange die Welt besteht. Immer galt das Naturgesetz, daß ein Tag in der Woche dem Herrn geheiligt sein sollte. Als in der französischen Revolution in blinder Aufsehnung gegen alles Geistliche nicht der siebte, sondern der zehnte Tag als Ruhetag eingeführt wurde, erwies sich diese Aenderung bald als ein Fehlschlag, und man lehrte wieder zur alten erprobten Weisheit zurück. Die menschliche Natur ist eben auf den liebten Tag eingestell't. Als Gott seinen Bund mit dem israelitischen Volke schloß, wurde der Sabbath als Ruhetag in die Satzungen des Bundes aufgenommen und die Uebertretung der Sabbathruhe mit furchtbaren Strafen bedroht. „Sehet zu, daß ihr meinen Sabbath haltet, denn er ist ein Zeichen zwischen mir und zwischen euch in euren Geschlechtern, auf daß ihr wisst, daß ich der Herr bin, der euch heiligt. Dastet mir meinen Sabbath, denn er ist heilig. Wer ihn entheiligt, soll des Todes sein. Wer an ihm ein Werk tut, dessen Seele soll ausgelös't werden aus ihrem Volke. Sterben soll ein jeglicher, der eine Arbeit tut an dem Tage. Darum sollen die Söhne Israels den Sabbath halten und ihn feiern in ihren Geschlechtern. Er ist ein ewiger Bund zwischen mir und den Söhnen Israels und ein ewiges Zeichen.“ (2 Mos. 31, 13-17). Mit großer Strenge wurde von der jüdischen Obrigkeit über die Heilighaltung des Sabbaths gewacht, und von Gott selber wurde, besonders im Anlange der Gesetzgebung, strenge Bestrafung für die Uebertreter gebordert. Als die Söhne Israels noch in der Wüste waren, so wird in der hl. Schrift berichtet, da legab es sich, daß sie einen Menschen fanden, der Holz sammelte am Tage des Sabbaths, und sie brachten ihn vor Moses und Aaron und die ganze Gemeinde. Und diese verurtheilten ihn im Gefängnisse, weil sie nicht wußten, was sie mit ihm tun sollten. Und der Herr sprach zu Moses: Der Mensch soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen außerhalb des Lagers. Und sie führten ihn hinaus und steinigten ihn, und er starb, wie der Herr geboten hatte. (4 Mos. 15, 32-36). Fluch und Verderben hat der Herr denen angedroht, die den Tag des Sabbaths nicht heiligen, Segen aber und zeitliche und ewige Wohlfahrt denen verheißen, die seine

Vorschrift halten und den Sabbath heilig zufrühen. Wir verstehen diese Gesetze bei den Juden. Denn der Sabbath war die nach außen hin in die Erscheinung tretende Zugehörigkeit zum auserwählten Volke, zugleich auch der Anlaß, an dem Gottesdienste in der Stifts-

das Erste, außer dem Gottesdienste auch die Heilighaltung des gesetzlichen Ruhetages dem Volke einzuprägen und auf die Innehaltung des Sabbathgesetzes zu dringen.

Neben der Hauptstätte des jüdischen Volkes, der Stiftshütte und dem Tempel, gab es seit der Rückkehr aus dem babylonischen Exil in jeder bedeutenden Judenniederlassung eine Synagoge, auch außerhalb Palästinas, in denen das Gesetz verlesen und öffentliche Gebete verrichtet wurden. Die Heilighaltung des Sabbaths wurde also den Juden ständig vor Augen gehalten. Zur Zeit des Hellandes war aber durch eine Reihe von willkürlichen Vorschriften der Pharisäer und Schriftgelehrten die Sabbathruhe den Gläubigen dermaßen erschwert worden, daß der Heiland wiederholt Gelegenheit nahm, so auch im heutigen Evangelium sich dagegen zu wenden und das Volk zu belehren, daß das ursprüngliche mosaische Gebot solche kleinliche willkürliche Auslegungen nicht kannte.

2. Sabbathentheiligung galt im alten Bunde als Eidbruch, als Bruch des Bündnisses zwischen dem Herrn und seinem Volke; daher auch die schweren Strafen, die daraus standen. Statt des Sabbaths ist im neuen Bunde der Sonntag getreten. Wer ist es nicht auch eine Art Trennbruch, wenn Christen den Sonntag entweihen?

Die eine Art der Sonntagsentweihung durch knechtliche Arbeiten ist wohl jetzt nicht so stark zu befürchten. Denn jeder, der die Woche über schwer arbeiten muß, freut sich auf den Sonntagstagsruhetag. Die kirchliche Gesetzgebung erlaubt die Verrichtung der Arbeiten, die zur Lebenshaltung von Menschen und Vieh notwendig oder unaufschiebbar sind. Darüber, was notwendig ist, bestehen nun in den Gemeinden verschiedene Gewohnheiten, ja in den einzelnen Familien eines Dorfes finden sich oft verschiedene überlieferte Uebungen. So wird z. B. in dem einen Dorfe in der einen Gegend das Strümpfstricken am Sonntag gefest, während es in anderen Gegenden als unerlaubt gehalten wird. Oder da verlangt der Mann, daß ihm ein Knopf angenäht werde, aber die Frau will ihm den Gefallen nicht tun, sie sagt, das sei knechtliche Arbeit und am Sonntag sündhaft. Diese und ähnliche Gegenfälle innerhalb derselben Familie schleifen sich

Ein frommes Augenpaar

Ein tiefer See, und spiegelklar:
Ein wunderfames Bild;
Doch schöner ruht ein Augenpaar,
Zwei Augen fromm und mild.

Wie lieblich glänzt sein Feierkleid,
Wenn blau der Himmel lacht;
Viel sanfter strahlt in Freud und Leid
Der frommen Augen Pracht.

Wohl liegt im Schoß der Edelstein
Ein eigenartig Sprüh'n,
Doch reicher ist der lächle Schein,
Der frommen Augen Glüh'n.

Ja, wähle selbst am Sternenzelt
Die schönsten aus der Schar:
Es übertrifft die Lichterwelt
Ein frommes Augenpaar.

Warum? Aus Augen fromm und schön
Die schöne Seele spricht:
Vom Auge dort in Himmels Höh'n
Stammt frommer Augen Licht.

Otto Schilling.

hätte und später im Tempel zu Jerusalem teilzunehmen, soweit es dem einzelnen möglich war, und all der Wohltaten zu gedenken, die der Herr seinem Bundesvolke schon erwiesen hatte. Nach der Rückkehr der Juden aus der Verbannung zu Babylon war es demnach auch

aber mit der Zeit ab und verschwinden, nicht bloß weil die alte strengere Richtung ausstirbt, sondern hauptsächlich deshalb, weil die während des Krieges geübte Sonntagsarbeit und die aus dem rauhen Kriegshandwerk, das keinen Sonn- und Feiertag gekannt hat, heimgekehrten Soldaten den feinen Sinn für Erlaubtheit und Schicklichkeit einer Sonntagsarbeit fast ganz ausgelöscht haben.

3. Die Heiligung des Sonntags durch Besuch der hl. Messe ist dem katholischen Christen tief ins Herz geschrieben, so daß er genau weiß, wie schwer verpflichtend dieses Gebot für ihn ist. Und doch muß die Jugend, die Sonntagvormittags hinauszieht, um einen Ausflug zu machen oder sich an Wettspielen zu beteiligen, nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß stets zuerst und vor allen Dingen das Gebot der Anhörung einer hl. Messe zu erfüllen ist.

Wieviel wird in unseren Tagen der Sonntag entheiligt durch Uebermaß in Alkoholgenuss? Je mehr unsere jungen Leute verdienen, desto mehr geben sie aus. Das ist die allgemeine Klage. Es sind nur wenige, die in etwandsfreier Weise einen guten Gebrauch von der reichen Ernte machen, die sie jetzt heimtun.

Custodite sabbatum meum, sanctum est enim. Haltet mir meinen Sabbath, denn er ist heilig! Was ist das ein ernstes Wort, gesprochen von dem Gott, der unter Mose und Donner den Israeliten, der ganzen Welt die Heiligung seines Tages anbefohlen hat! Wie reich und mannigfaltig sind die Arten, den Sonntag zu heiligen, den Sonntag in ehrenbaren und geziemenden Unterhaltungen zu verbringen. Ich wende mich hier insbesondere an die Vereine, die keinen ausgesprochen katholischen Charakter tragen, wie Gesangsvereine, Turnvereine, Feuerwehvereine u. a. und bitte jene Mitglieder, die noch etwas halten auf christliche Eingezogenheit und Sitte, doch ihren Einfluß geltend zu machen, daß nicht zuviele Sonntage entweiht werden durch Uebermaß von Festlichkeiten und Geldausgeben, durch Verjämmeris der katholischen Sonntagspflicht. Wie leicht können die jüngeren Mitglieder, die noch unselbständig sind in ihren Ansichten, durch ein einflussreiches älteres Mitglied, das ein rechtes Wort zur rechten Zeit spricht, für die rechte Heiligung des Sonntags gewonnen werden.



Der Endsieg des Christentums

Auf der Generalversammlung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker in Bonn hielt Erzbischof Dr. Schulte-Köln bei sehr starker Beteiligung eine Rede, in der er in ebenso herzlichen wie markanten Worten seiner Freude über die verheißungsvolle Entwicklung des Verbandes und der unerschütterlichen Zuversicht in den großen Endsieg des Christentums über alle Irrungen der Zeit Ausdruck verlieh. Die Ansprache lautete:

Das Dasein, das Wirken und Ausblühen des Verbandes der katholischen Akademiker-Vereine sind mir und jedem deutschen Bischof eine große und wahrhaft tröstliche Freude in dieser düsteren, schweren Zeit. Denn was könnte uns katholischen Bischöfen willkommener sein, als die wirksame Verteidigung und Vertretung der katholischen Weltanschauung, die Sie durch den engeren Zusammenschluß der gebildeten Katholiken so zielicher und tatkräftig anstre-

ben? Was könnte uns mehr am Herzen liegen, als die Stärkung des Einzelnen in seiner religiösen Ueberzeugung, die Wiedergewinnung der Meitsstehenden und Schwankenden? Ihrer diesmaligen Generalversammlung haben Sie noch einen besonderen, in dieser Gegenwart durchaus charakteristischen Stempel aufgedrückt. Sie haben den Mut gehabt, nicht bloß den Zusammenschluß aller katholischen Akademiker in unserem Vaterlande, sondern auch die Verstärkung und den Ideenaustausch mit den Intellektuellen aller Länder fest ins Auge zu fassen. Aus diesem Plane spricht ein Geist zu uns, der mitten im Elend unserer Tage erfrischend wirkt. Sie wollen die katholischen Intellektuellen insgesamt religiös vertiefen und im engsten Anschluß an die im Primat und Episkopat zuzehenden Hüter der Religion Christi auf rein religiöser Grundlage vereinen, um so die Friedenszykela unseres Heiligen Vaters weiterschauend aufzunehmen und freudig mitteilend die wahre Völkerveröhnung zu verwirklichen. Dieser Optimismus der religiösen, der katholischen Tat ist es gerade, der Ihre heutige Tagung sachlich so bedeutsam und allen Teilnehmern persönlich so wertvoll macht. Es ist heute nicht unangebracht, wieder daran zu erinnern, daß wir von einem Optimismus Jesu Christi reden und schreiben dürfen. Der göttliche Heiland war Optimist und blieb es trotz Leidens und Sterbens. Und er hat seiner Kirche von Anfang an einen unbesiegbaren Optimismus mitgegeben. Die Kirche hat des Herrn Trostwort auf ihrem Gang durch die Jahrhunderte als ein heiliges Vermächtnis geküßt: Confidite! Und wie ein Echo auf dieses Wort klingt es aus der schwermüthigen jungen apostolischen Kirche zurück: Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube! Ja, der Geist des Pessimismus ist nicht der Geist Christi und seiner Kirche. Darum nochmals ein herzliches Glück auf! zu Ihrer tatensfrohen Bestimmung.

In unseren Tagen vergleicht man wohl die gegenwärtige Lage der Kirche mit jener des Urchristentums. Kein Zweifel, daß Rehnlichkeiten vorhanden sind. Paulus, der Apostel Jesu Christi, auf dem Kreopag in Athen — ist das nicht in der Tat einer der großartigsten Momente in der Geschichte? Und Pauli Rede entsprach wahrlich der welthistorischen Bedeutung dieses Auftretens. Das Athen um die Mitte des 1. Jahrhunderts hatte freilich seine politische Hegemonie längst eingebüßt. Aber es erstrahlte noch im leuchtenden Glanze seiner Tempel und Götterbilder, seiner Prachtbauten und Kunstdenkmäler. Und es war noch immer ein Brennpunkt geistigen Lebens und Schaffens, wo zahlreiche Studenten nicht bloß aus Griechenland, sondern auch aus Kleinasien, Aegypten, Italien usw. zusammenströmten.

In dieses Zentrum der Wissenschaft und Kunst, in diese Stadt der Schulen und Hochschulen kommt St. Paulus, ausgerüstet mit der Bildung einer national-jüdischen Schule und dazu aber zweifelsohne hinlänglich mit den Gedankengängen griechischer Weltweisheit und mit den Mitteln griechischer Beredsamkeit bekannt geworden durch den langjährigen, wiederholten Aufenthalt in seiner Vaterstadt Tarsos, die sich zu einer der besten Bildungsstätten seiner Zeit entwickelt hatte und als solche mit Alexandria und selbst mit Athen in einem Rufe genannt wurde. Vertreter der athenischen Gelehrtenwelt, materialistisch gesinnte Epikuräer, aber auch sittlich ernst gerichtete Stoiker führen den Völkeraufstand zum Kreopag, um sich dort, teils aus Spottlust, teils aus wirklichem Interesse, über „die neue Lehre,“ das Evangelium Christi, Ausschluß geben zu lassen. Da hält dann Paulus jene berühmte Kreopagrede, an deren Ton und Inhalt alle christlichen Jahrhunderte lernen werden, ohne dieselbe zu erschöpfen. Was Paulus damals der Konferenz von gelehrten Athenern vortrug, das sind die großen, grundsätzlichen, ich möchte sagen programmatischen Wahrheiten unseres hl. Glaubens; es ist unsere katholische Weltanschauung, die wir vor uns selber und vor der Welt heute so treu und fest

bekennen und vertreten wollen, wie Paulus es getan seit jener seltsamen Damaskusstunde geistiger Umkehr und seelischer Erneuerung.

Was die intellektuelle Welt von heute vor allem anderen braucht, genau so wie damals am Tage jener paulinischen Kreopagrede, das ist das rückhaltlose und offene Bekenntnis zum Schöpfergott, zu jenem „Gott, der die Welt und alles in ihr geschaffen hat,“ der keinen Menschen nötig hat, der vielmehr „allen Leben und Lust, mit einem Worte alles spendet.“ Das aber ist nach dem Völkerverlehrer das Ziel der Vorsehung Gottes, daß die Menschen wahre Gottsucher. Der eine persönliche Gott, der die Welt erschaffen hat, erhält und regiert, der Mensch, der sein Leben einzustellen hat auf diesen Gottesgedanken, um seinen Gott zu finden und mit ganzer Seele zu lieben, und der menschengewordene Gottessohn als Erloser der Menschen und Weltentrichter — ist das nicht der Katechismus des Heiles für die Welt von damals und von heute? Und wer will widersprechen, wenn ich sage: keine andere Weisheit in der Vergangenheit und Gegenwart hat dem Leben jedes einzelnen Menschen und dem Leben der Völker jemals eine ähnliche tiefe geistige Bedeutung und ein ähnlich hohes ideales Ziel gegeben, wie es jene christlichen Grundwahrheiten tun, von denen Paulus auf dem Kreopag in Athen vor den Vertretern heidnischer Philosophie Zeugnis abgelegt hat?

Gestatten Sie mir in aller Kürze noch einen Punkt zu berühren. Es ist die wunderbare Verbindung von sittlichem Ernst und ergreifender Entschiedenheit mit einziger Zartheit und kluger Zurückhaltung, eine Verbindung, die uns diese Paulusrede so außerordentlich sympathisch macht. Wo er tadeln muß, tut er es milde und zartfühlend; „Beiten der Unwissenheit“ nennt er schonend ihren polytheistischen Höhenwahn. Er zitiert nicht die Propheten des Alten Bundes, wohl aber eine Stelle aus der griechischen Literatur. Er spricht nicht vom Gotte Abrahams, wohl aber vom Schöpfer des eine große Blutsverwandtschaft darstellenden Menschengeschlechtes, indem er so auf den damals beliebten Kosmopolitismus vorsichtige Rücksicht nimmt. Mäßig, kraftvoll, entschieden festhaltend an jedem Jota und jedem Punkte des Dogmas, dabei doch milde in der Beurteilung fremder Irrgänge und psychologisch zart und klug, wo es gilt, dem Seelenleben des Mitmenschen näher zu kommen und falsche Auffassungen zu korrigieren — das ist paulinische Art.

Und der Erfolg dieser Kreopagrede? Hören wir den Bericht der Apostelgeschichte: „Als sie von der Auferstehung der Toten hörten, da spotteten die einen, und die anderen sagten: Ueber diesen Gegenstand wollen wir dich ein anderes Mal hören. Und so ging Paulus aus ihrer Mitte hinweg. Einige Männer schlossen sich ihm an und glaubten, unter ihnen Dionysius der Kreopagite, eine Frau mit Namen Damaris und mit diesen noch ein paar andere.“ Das Resultat war also, menschlich betrachtet, ein glatter Mißerfolg, vielleicht der größte Mißerfolg in der ganzen apostolischen Tätigkeit Pauli. Und doch! Mit der Kreopagrede des Paulus begann die Stunde, wo die heidnischen Götter ihre kunst- und prachtgeschmückten Tempel verlassen mußten: Paulus redet gegen die Irrungen des gelehrten Heidentums — wie es scheint, ohne tieferen Eindruck zu machen. Und dennoch bleibt er Sieger! Langsam geht das Samenkorn des Evangeliums auf — auch in Athen!

„Jede von Gott inspirierte Schrift ist nützlich zur Belehrung“ (2 Tim. 3, 16). Auch das kleine Blatt aus dem heiligen Buch der Acta Apostolorum, das uns über Pauli Aufenthalt in Athen, über den ersten Kontakt und über den ersten Kontrast zwischen christlicher Weisheit und heidnischer Bildung berichtet, hat seinen reichen didaktischen und pädagogischen Wert für uns und für alle Gebildeten. Ist uns besonders in den Vereinen katholischer Akademiker, deren

Programm es ja sehr soll, gegenüber dem heutigen Rückschritt zu heidnischer Gottlosigkeit den katholischen Glauben und die katholische Sitte in ihrer makellosen, segensvollen Reinheit zu vertreten und zu verteidigen. Jenes kleine Blatt aus der Apostelgeschichte ist nicht an letzter Stelle geeignet, unsere Liebe und Treue gegen Gott und den Heiland und seine Kirche neu zu beleben und neu zu begründen. Es vermag auch mit seinem Hinweis auf Paulus, der trotz des vorläufigen Mißerfolges in Athen mit ungebeugtem Mute in der anderen Hauptstadt Griechenlands, in Korinth, weiterarbeitet, es vermag auch jenen siegesfreudigen Optimismus in uns zu stützen und zu stärken, der wahrhaft katholisches Empfinden stets begleitet, der auch uns hergeführt hat zu dieser Tagung. Mein Denken und Beten wird ständig mit Ihrem Verbands sein, auf daß Gott in Gnaden zu Ihrem katholischen Arbeiten an sich selbst, an Ihrer Familie, an Ihren Kindern in der Schule, an der Erneuerung eines christlichen Volkes und Staates in Deutschland, an der wahren Völkerveröhnung seinen unentbehrlichen Segen gebe!

Weltgefühl

Wie das Leben war, als es zum ersten Mal auf der Erde die Augen aufschlug, wie der erste Mensch im Sonnenlicht wandelte: all das liegt in den schlummernden, heiligen Jahrhunderten der Vergangenheit. Vor den Anfängen menschlichen Lebens können wir uns kein klares Bild machen. Aber das eine ist wohl gewiß: solange die Menschen sich nicht zu größeren Gemeinschaften zusammengeschlossen hatten, stand der Mensch selbst und seine Familie im Mittelpunkt seines Denkens und Handelns. Er mag sich wohl als ein Stück der Welt empfunden haben, er duckte sich wohl angstvoll unter die Gewitter des Sommers und die Schneestürme des Winters, hatte aber nur den stummen Trieb, sich gegen Welt und Natur zu sichern, sein eigenes Leben und das seiner Lieben glücklich zu machen. So wohnten denn die Menschen, wie noch heute die Bauern Westfalens, frei und königlich auf ihren Höfen, trieben den Pflug durch die Erde und fragten nicht nach rechts und links.

So sehr diese Weltkenntnis die eigene Kraft und das Selbstgefühl stärkte, so sehr trieb sie aber auch den Hochmut der Seele empor. Hochmut aber verengt, macht kleinlich und lieblos. Sobald die Menschen zahlreicher wurden, forderte diese Zahl ein Zusammenwohnen der einzelnen. Es war nicht mehr möglich, weitenweite Strecken Land unbekannt zu lassen. Die Not der vielen wollte Brot. Das Heimweh der vielen rief nach einem Dach. Das Herz der vielen sehnte sich nach Nachbarschaft und Liebe. Anfangs gelang es den hagestolzen Urbauern noch, den Ueberdruck ihres Volkes auf den Pfad der Auswanderung zu setzen. Sie überschwemmten in der Völkerverwanderung Europa, schlugen fremde Herren nieder und wohnten unter ihrem Dach. Sie erlagen auch wohl selber und gingen in fremdem Volk unter.

Völkerverwanderungen sind Nachmittage. Als die Kultur höher stieg, erfaßte das heilige Wort die Herzen tiefer: Bleibet im Land und nähret euch redlich. Der Bevölkerungsüberschuß trat in den Kampf mit den Urbauern ein. In diesem Kampf rief sich der starke Hagestolz an einer neuen Gerechtigkeit, die Enge des Blicks an einem neuen weiten Gefühl, das sich als Gefühl eines Volkes erlebte, das auf demselben Boden zu gleichem Schicksal bestimmt war. Das Familiengefühl blieb zwar bestehen, mußte bestehen bleiben, aber neben dieses Gefühl trat das Volks- oder Nationalgefühl. Beide begegneten sich oft mit harten Köpfen im Widerstreit. Oft mußte der Eigen- und Familienwille den Forderungen des Volks weichen. Oft brach auch wohl der Eigenwille in Revolution und Streit gegen die harte Gesetzlichkeit des Staates aus. Wir alle ex-

leben das kühnste Aufeinander dieser Dinge in den letzten Jahren.

Täuscht nun nicht alles, dann bereitet sich in der Gegenwart ein neues drittes Gefühl vor, das sogen. Weltgefühl. Auch das einzelne Volk ist nicht allein auf der Welt. Neben ihm wohnen andere Völker. Heimat, Sprache, Sitte: all das wandelt sich mit wandernder Sonne. Es war verständlich, daß jedes Volk versuchte, der Welt sein Imperium auf den Nacken zu legen. Macht ist aber dem geistigen Leben des Menschen gegenüber immer nur ein Zwischenzustand. Auch Völker ertragen auf die Dauer keine Ketten. Zwar sind in

An die Jugend

Soll ich dich spielen lassen
Auf lenzesheit'rer Flur,
Gleich bunt beschwingtem Falter
Auf aller Blumen Spur?

Es schaut aus großen Augen
So fürchtbar ernst das Sein,
Und was ihr hascht und hoffet,
Ist meistens Trug und Schein.

Wohl will es grausam scheinen,
Den schönen Jugendtraum
Mit rauher Hand zu stören,
Der aufgefaltert kann.

Ihr müchtet gern genießen,
Was euch des Himmels Guld
So lieblich hat beschieden —
Ist denn Genießen Schuld?

O Frage, bange Frage,
Die stets von ferne stand!
Was kann dem Staub entsprechen
Als eitel Staub und Sand?

Und, Schuld — wo ist die Grenze,
Die von der Unschuld trennt?
Ich muß den Traum euch stören,
Ob auch das Herz mir brennt!

Nicht, was die flücht'ge Stunde
An Perlenschaum euch bent,
Das ist nicht, was die Seele
Erstarrt und erkrent.

Es gilt, hinabzutauchen
Bis in den tiefsten Grund,
Und überall zu suchen
Der echten Perlen Fund.

Und liegt dann klar zutage
Des Schammes Nichtigkeit,
Dann gilt es zu erkämpfen
Den schönsten Sieg im Streit.

Vertret'nen Erdenlüften
Entspringt das reinste Licht,
Aus des Entlagens Dunkel
Die hellste Sonne bricht.

Dann erst, wenn ihr ver-
schwähret
Den schalen Erdengeist,
Dann wisset ihr, was Leben
Und was Genießen heißt!

L. v. Deemstede.

Verailles, noch einmal die Funken der Ketten-
schmiede gespührt, aber heute schon weiß die
Welt, daß sie bald abfallen werden. Wir stehen
in den Anfängen des Weltgefühls. Nicht mehr
die einzelnen Nationen als Werkzeuge ihrer Kö-
nige verhandeln über die Weltgeschichte, son-
dern freie Menschen, die gelernt haben, die
Wirtschafts- und Kulturprobleme geistig zu
meisteren. Das Menschenleben, das Glück der
Welt gilt heute in der Vorstellung der vielen
endlich einmal mehr als die Herrschsucht und
Beutegier.

Zwar sind nur die Anfänge zu diesem Welt-
gefühl da. Das Gewissen der Welt wird es

weiter vlliegen, lieben, verehren müssen. Da-
mit ist aber dann auch die Weltpolitik dort
angelaugt, wo die katholische Kirche schon seit
Jahrtausenden einsam und marterkühl wirkt:
an der Einheit der Völker im Geist Gottes
und der Gerechtigkeit. Das Wahrzeichen der
Zukunft muß der Satz sein: Die Welt poli-
tik ist katholisch.

Stille Stunden

Von Hans Gäschen.

Eine Stunde des Tages sollte stets uns
selbst gehören. Nicht unserer Arbeit, sondern
unserem Ich, unserer Seele.

Eine Stunde sollten wir lauschen den
Quellen, die in uns sind, die der Lärm des
Berufs übertönt und das Geräusch des Alltags
verschüttet.

Einmal jeden Tag sollten wir den Staub
und die Steine, die unser Heiligstes zu er-
sticken drohen, wegräumen von der zarten
Pflanze, die in uns ihre Heimstatt hat und
emporwachsen will, um uns zu beglücken.
Scheuen wir die kleine tägliche Mühe, so stirbt
gar bald Blüte und Blüte, Blatt um Blatt ab
an der Blume. Leer steht der Garten der
Seele. Wir haben verloren das Unersehbliche,
das Heiligste, den Gott in uns.

Stille Stunden: Geht hinaus in den Abend.
Schaut der Lerche nach, die aus den Feldern
steigt. Stimmt mit ein in den Frohgesang,
der ihrer Kehle silbern entströmt. Lauscht der
Wipfelsprache uralter Eichen und freut euch
der goldenen Vögel, die zwischen den Stämmen
spielen.

Stille Stunden: Nehmt ein Buch, ein Bild
zur Hand und laßt euch weisen zu den Höhen,
wo Dichter und Maler Zwiegespräche halten mit
den ewigen Dingen.

Mozart und Schubert seien euch Gefährten.
Beethovens Kraft schlage Wurzel in euch.

Tausendfach sind die Welten derer, deren
Seele erstarb; tausendfach die Freuden der
Glücklichen, die in stillen Stunden heimfanden
zu ihrem Ich.

Religiöses Allerlei

Sind wir frei?

Ein Zeichen der besonders starken sozialen
Gebundenheit des modernen Menschen, ist das
Wachstum des Allgegenstes. Man liegt aus
Süßlichkeit, aus Verlegenheit, aus Mitleid, aus
Gastfreundschaft, aus Menschenfurcht und aus
Renommierfucht. Alle diese Lügen (man nenn'
sie Notlügen) sind ein Zeichen der Tyrannei
der Gesellschaft über die Persönlichkeit; die
unbeirrte Geradheit der Aussage allein ist
das Zeichen der innerlich befreiten Persö-
lichkeit. Erst wenn wir innerlich frei sind,
sind wir wirklich frei, weil dann die Ge-
sellschaft als Tyrann, weil dann auch Ver-
schwägungssucht und schlimmere Dinge nicht
mehr über uns vermögen. Streben wir also
nach dieser Freiheit!

Geld allein genügt nicht

Die Missionsanstalt Maryknoll gibt in ihrem
Organ „Field Star“ die beachtenswerte Auf-
stellung, daß die beträchtliche Zahl der 26 210
protestantischen Missionäre in China, unge-
achtet diese mit reichen Geldmitteln arbeiten
und wahrlich keine großen Anforderungen an
einen Uebertritt der Chinesen zum Protestan-
tismus stellen, doch nur 335 000 solcher Ueber-
tritte erzielt haben, indes 15 135 katholische
Missionäre, die nur allzuoft mit bitterer Not
kämpfen und der wichtigsten materiellen Hilfs-
mittel entbehren, in der gleichen Zeit 1 965 000
Konversionen zu verzeichnen haben.

Glücklich, wer sich im Leben nicht vor dem
Sterben und im Sterben nicht vor dem Leben
zu fürchten braucht.

Heimatzauber

Originalroman von Felix Nabor.

16)

Trude vermochte nicht zu beten; ihr war die Kehle zugeschnitten. „Mein Garten, ach mein Garten!“

Sie eilte hinaus und sah die Verheerung... Ein Hagel von weißen Kugeln, wie aus Maschinengewehren abgeschossen, knallte auf die weiten, unbeschnittenen Gemüsebeete, ein Trommelfeu von Himmelsgeschossen... Blätter und Zweige flogen zerplüßert auf die Wege in wenig Sekunden war alles Grün zermalmt, nur kahle Stämme ragten aus einem weißen Schneefeld hervor.

Die Arbeit vieler Wochen war vernichtet, Trude riesen beim Anblick der traurigen Verwüstung die Tränen über die Wangen...

„Wieder um eine Hoffnung ärmer,“ sagte sie. „Warum liegt gerade auf uns der Fluch des Himmels so schwer? ... Was haben wir verdorben, Herr, daß du uns so hart züchtigst?“

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,“ suchte ihre Mutter sie zu trösten. „Wenn nur der Blitz nicht einschlägt!“

„Aber auch der Blitzschlag kam... Nicht der glühende Blitz aus Himmels Höhen, sondern der heiße Strahl des Hasses, den eine rachsüchtige Hand nach dem Haupt der Unschuldigen schleuderte.“

Der Postbote brachte einen kleinen Brief mit flammendem Siegel.

Trude kannte Schrift und Siegel — das war der alten Marschallin Hand!

Sie kündigte die zweite Hypothek, die auf der Mühle ruhte. Christine Wöppermann aus dem Geschlecht der Marschall hatte es verstanden, diese Hypothek in ihre Hand zu bekommen und schon nun ihre vergifteten Pfeile nach der Mühle.

Trude sank am Bette der Mutter in die Knie. „Nun ist alle Arbeit umsonst, Mutter! ... Nun kommt der Zusammenbruch! — Nun verreibt sie uns aus der Heimat und von der letzten Scholle!“

Und die beiden Frauen hielten sich weinend umschlungen; in banger Qual schlugen ihre Herzen zusammen.

„O Heimat, teure Heimat! ...“

13.

Die Heide blüdete und es blühte die weiße Erde.

Die Blüthschar rief den braunen Heidegrund an: wie feiner, weißer Duftrauch stieg es da empor, gleich dunklem Blut quoll es aus der Erde.

Da die dampfenden Furchen senken sich kühnlich die schweren Körner und im Mutter Schoß der Erde begann das Keimen, das helles Werden und Wachsen. Die Sonne lag warm auf dem Saatfeld, vom schwarzen Moor herab rieselten mit frohlichem Geläute hundert Wasserlein, tränkten das Auenland wie eine sorgende Mutter ihr Kindlein, weckten Fruchtbarkeit und wetteiferten mit der Sonne, das Kindlein in der Wiege zu betruen. Das Blut der Erde gab ihm Mark und Kraft.

Der Heidebach floss wie ein Rißstrom durchs braune Land. An hundert Stellen war sein Grund angebohrt und über den Wäben blühte es wie weiße Seerosen auf dem murmelnden Wasser.

Zwischen Moor und Heidebach lag noch eine große, weite Ebene, die erst der Bebauung harpte, aber vorderhand unangestastet blieb.

Dort war es schön, dort war Jugendland. Trude Marschall sah auf einem bemooften Stein unter schlanken Birken, hing ihren Jugendträumen nach, blühte in Vergangenheit und Zukunft, schaute ins Leben hinein und betrachtete das Werk, das sie begonnen hatte.

Rings um sie her lag Sonnengold ausgebreitet wie ein glänzender Teppich und lustig lächelte die Heide. Um ihr braunes Gesicht wand sich ein flammender Kranz von zarten Blüten und ein stilles Leuchten stand in ihren ernsten, stillen Augen. Ein zarter Duft entströmte ihrem braunen, rauhen Gewande und den Blüten in ihrem Haar und umring die lächelnde Königin wie ein sonniger Traum.

Auch Trude, die Herrin der Heide, lächelte und sah dem Flug der Falter zu, die Heidekraut und Ginster umschwirrten, und läuichte dem Gesumm der Immen, die aus jeder Blüte ihren Honig tranken.

Ein Lied aus der Jugendzeit ging ihr durch den Sinn und sie sang es leise vor sich hin:

„Es ist so still, die Heide liegt Im warmen Mittagssonnenstrahle, Ein rosenroter Schimmer fliegt Um ihre alten Grabermale.“

Der Ginster blüht, der Heidebust Steigt in die blaue Sommerluft — —

„O Heimatzauber — Heimatglück!“ jauchzte ihre Seele.

Oft, wenn sie bei ihrem großen Werke, das die Kraft eines Riesens erforderte, hatte verzagen wollen, war sie zur Heide geistlicht, und wenn die Heimat ihren starken Zauber um sie schlang, empfand sie ihre stärkende Heilkraft an sich selbst. Dann wuchsen ihr Kraft und Mut, stolzer Wille zum Siege erfüllte wie eine verkündende Macht ihre junge Seele, dann legte die Heimat ihren weichen, starken Arm um sie und führte sie aus dem Dunkel heraus ins Licht, in die Sonne.

Auch heute fühlte sie ihr Wunderwirken; neugekärnt erhob sie sich und schritt durch die blühende Heide. Dort weidete Jakob Tasser seine Herde. Wie ein Patriarch stand er in der weiten Ebene, ganz in Sonne gehüllt, die blaue Himmelskugel als goldgesticktes Königsgelb über sich.

Als er Trude wahrte, kam er auf sie zu. „Gottseligen Gruß, Heideprinzess!“ rief er. „Was soll der alte Tasser?“

„Eine Bitte erfüllen... Die kleinen Wasserseifen im Moor müssen jeden Tag dreimal vom Schlamm gereinigt werden, sonst verstopfen sie sich und die heiligen Wasser versiegen. Dann verdorrt die junge Saat und all meine Arbeit ist umsonst, das viele Geld in den Sumpf geworfen. Du bist der Hüter meines Wertes — —“

„Wohl, wohl, Herrin — ich tu getreulich, was du befehlst. Dreimal geh ich zu den Seifen, aber die Wasserfrauen und die Heidefrauen jürnen und sinnen Rache, weil wir ihre Ruhe stören — —“

Trude erhob abwehrend die Hand. „Geh, verschon' mich mit Unkenruf und Ammenmärchen! Die Heide- und Wassergeister fürchte ich weniger als die Rache der Menschen — —“

„Ja, ich weiß“, nickte er mit finsternem Gesicht. „Die Schlange auf Hohenlinden brütet Rache. Kann sie dir was anhaben?“

„Mehr als du ahnst — —“

„Oh! ... Du hast doch das viele Geld für die Steinbrücke erhalten.“

„Das habe ich in die Heide gesteckt, Tasser. Auch die Bohrungen auf Rieselsgrub haben viel gekostet, desgleichen die Anlage des Gartens. Dazu kommen noch die hohen Doktorrechnungen für die Mutter und die Studienkosten für Karl Heinz — da blieb von der Summe nichts mehr übrig. Und nun hat Frau Wöppermann auch noch die zweite Hypothek gekündigt — —“

„Was? ...“ Der Alte schwang seine Schippe wie einen Speer und seine Augen schossen Blitze. „Solch ein Ungeheuer!“ brach er los. „Ich wollte, es wären noch die alten Ritterzeiten, wo man den Drachen mit Schwert und Speer zu Leibe ging wie Sankt Jörg, der Drachentöter — —“

Trude mußte über diesen lähnen Vergleich lächeln. „Es würde nichts nützen, Tasser,“ antwortete sie. „Heute kämpft man mit anderen Waffen. Die stärkste und mächtigste ist das Gold. Ein armer Nicht kommt nicht auf gegen die Geldfürsten, die das Gold in Scheffeln messen und die Welt regieren. Auch mir fehlt das klingende Metall, darum stockt hier die Arbeit — und am Ende ist alles verloren, was ich an Mühe und Geld aufwendete.“

„Das wolle Gott verhüten, Herrin! ...“

Wenn nur erst die Moor- und Wasserfrauen versöhnt wären...“

„Schweig mir davon, alter Heide,“ rief Trude unwillig. Nicht die Gunst der Luft- und Wassergeister brauchen wir, sondern den Segen Gottes. Nicht Dämonen gilt es zu besiegen, sondern den Haß der Menschen.“ Sie rechte die Arme wie im Gebet zum Himmel: „Den Himmel rufe ich zum Zeugen an, daß ich nur das Gute will und nichts unternommen habe, was meine Feindin hätte reizen oder fränken können. Warum also haßt und verfolgt mich jenes Weib? ... Meine Absichten sind edel und rein. Ich will die Heimat, die sie mir zu entreißen droht, festhalten. Das ist mein heiliges Recht, daran soll mich niemand hindern. ... O Heimat, heiliges Land, dir diene ich bis zum letzten Atemzug. Mit meinem Herblute will ich dich erkaufen und dir mein Leben zum Opfer bringen, damit du mir und den Meinen erhalten bleibst. Durch Lieb' und Treue will ich den Haß besiegen, der mich und meine Familie verfolgt. O Himmel, leih mir dazu meine Hilfe, gib mir deinen Segen! ...“

Langsam ließ sie ihre Arme wieder sinken, einer Priesterin gleich, die an fleckenlosem Altare ein feierliches Opfer darbringt, um die zürnenden Götter zu versöhnen und ihrem Volke Heil und Segen zu erlesen.

Voll Staunen und Ehrfurcht schaute Tasser auf seine schöne Herrin, die glanzumflossen in der Sonne stand. Heinrich Spillmann aber, der eben über die Heide kam, blieb stehen, und seine Augen schauten voll Bewunderung auf das in Jugend, Schönheit und Reinheit prangende Mädchen.

Fast zaghaft kam er näher, und sie reichte ihm die Hand. „Wundern Sie sich nicht über mich,“ sagte sie, „ich habe nur der Heimat den Eid der Treue geschworen und wußte nicht, daß Sie hier sind — —“

„Ja,“ sagte er lächelnd, „der Heini von Steyer ist wieder im Land... Und mein erster Gang nach meiner Rückkehr von Berlin gilt Ihnen und Ihrer Arbeit — —“

„Kommen Sie!“ lud sie ihn ein. „Wir wollen meine Moor- und Heidekultur besichtigen.“

Er folgte ihr und war begeistert. „Es ist großartig, Fräulein Marschall! ... Ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Sie haben zwei große Aufgaben in einem Zuge in gerader gemialer Weise gelöst: die Trockenlegung des Moors und die Befruchtung der dürren Heide durch künstliche Bewässerung. Alle Hochachtung! ... Wer hat Ihnen nur diesen glücklichen Gedanken eingegeben?“

„Der Himmel,“ erwiderte sie schlicht. „Es war an einem schönen Frühlingmorgen, als ich sehend und wissend wurde. Da nahm ich mir vor: Ich schaff's! ... Und ich hab's geschafft. Ich kenne jetzt das Geheimnis, das Erfolg verspricht: Drainage, Kunstdünger und Feuchtigkeit. O, Sie werden staunen, welch' Wunderland hier in ein paar Jahren entstehen soll, ein Land, das von Milch und Honig fließt. Wo jetzt Unkraut wächst, wird dann ein goldenes Salmenmeer wogen, broden auf dem wilden Moor sollen Kinder weiden und Bienen ihren Honig sammeln. Nur eines fehlt mir, um im Großen wirtschaften zu können: das Geld! Und meine allernächste Sorge ist die gekündigte Hypothek.“

Spillmanns Gesicht verfinsterte sich. „Ja, ich weiß,“ sagte er. „Dieser Hypothek wegen ist es zwischen mir und Frau Wöppermann zum Streit gekommen...“ Sie sind keine Christin, wie Ihr Name kündigt, sondern eine Furie!“ sagte ich ihr — und darauf kam es zum Bruch. Ich zahlte ihr zurück, was sie mir geliehen hat, und löste mich von ihr. Das gab mir freilich ein gewaltiges Loch in meine Kasse, so daß ich Ihnen zu meinem größten Bedauern das Geld für die Hypothek nicht vorstrecken kann.“

„Das ist schlimm. Vielleicht zieht Frau Wöppermann ihre Kündigung doch noch zurück — —“ (Fortsetzung folgt).

Sieh das unbegrenzte Vertrauen in Mäden und Fragen deines Kindes. Vergiß nicht zu wissen ob du dessen auch würdig bist.